

Zeitschrift:	Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber:	Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band:	61 (2005)
Artikel:	Die exegetische Form von Franz Rosenzweigs Stern der Erlösung : oder (Bild)Sprache und "performative Hermeneutik" (Teil I)
Autor:	Fraisse, Otfried
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-960619

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die exegetische Form von Franz Rosenzweigs *Stern der Erlösung* – oder (Bild)Sprache und „performative Hermeneutik“ (Teil I)

von *Otfried Fraisse**

Wie Leora Batnitzky in ihrem wichtigen Buch *Idolatry and Representation*¹ herausgestellt hat, lehnte Rosenzweig eine zentrale Annahme des modernen Judentums ab, nämlich dass das zweite Gebot, „Du sollst dir kein Bildnis machen“, eine grundsätzliche Verwerfung aller Bilder oder bildlichen Vorstellungen sei. Anders als für Hermann Cohen, für den das Geistige das Wesen des ethischen Monotheismus ausmacht, ist für Rosenzweig das Körperliche dessen Basis. Leora Batnitzky spricht in diesem Zusammenhang von „performativer Hermeneutik“.² Die umfassendste körperliche Grösse, die nach Rosenzweig den ethischen Monotheismus bestimmt, ist die der jüdischen Gemeinschaft. Sie ist die Basis der Gottesbeziehung des jüdischen Volkes (*Carnal Israel*), über welche wiederum die Gottesbeziehung der Völker ermöglicht wird. Da auch die Bildsprache – wie die Kunst im allgemeinen – auf dem körperlichen Bereich basiert, sind für Rosenzweig die Anthropomorphismen der Schrift, die von Gott in menschlichen Attributen erzählen, keine zu beseitigende Peinlichkeit, wie es seit Sa'adia Gaon für viele jüdische Denker der Fall war, sondern geradezu die Basis des Wahrheitsanspruchs der Schrift. Leora Batnitzky zitiert hierzu vom Ende des *Stern[s] der Erlösung*:

„Es ist deshalb kein Menschenwahn, wenn die Schrift von Gottes Antlitz und selbst seinen einzelnen Teilen redet. Die Wahrheit lässt sich gar nicht anders aussprechen.

* Dr. *Otfried Fraisse*, Steinstrasse 10, D-64367 Mühlthal.

¹ L. BATNITZKY, *Idolatry and Representation – The Philosophy of Franz Rosenzweig Reconsidered*, Princeton 2000, S. 83ff.

² L. BATNITZKY, *Idolatry and Representation*, S. 62.

Erst indem wir den Stern als Antlitz schauen, sind wir ganz über alle Möglichkeit von Möglichkeiten hinweg und schauen einfach“ (GS II, S. 470).³

Wie sogleich dargelegt werden soll, setzt auch Rosenzweig die ästhetische Qualität seiner eigenen Sprache im *Stern der Erlösung* zum Garanten von dessen Wahrheitsanspruch ein. Sie sollte ihn vor allem zu einer körperlichen Wirklichkeit jenseits aller gedanklichen Möglichkeit machen. Während Leora Batnitzky zwar im allgemeinen Rosenzweigs Auffassung vom künstlerischen Bild analysiert und die Frage der „performativen Hermeneutik“ an der Struktur des *Stern[s] der Erlösung* demonstriert, hat sie die herausragende Rolle der konkreten ästhetischen Qualität des *Stern[s]*, d. h. seine scheinbar ungebremste Bildsprache, nicht als zentralen Bestandteil von Rosenzweigs „performativer Hermeneutik“ benannt. Hierdurch kommt die exegetische Dimension des *Stern[s] der Erlösung* nicht in den Blick, denn die Analyse seiner Bildsprache zeigt, dass diese beansprucht, ihre Basis in (der Offenbarung) der Schrift zu haben. Im folgenden soll gezeigt werden, dass die ästhetische Qualität von Rosenzweigs Sprache in der Tat beansprucht, ein philosophisches System in einem exegetischen Akt hervorgebracht zu haben. Die Rede Rosenzweigs in dem letzten Zitat von dem als Antlitz Gottes geschauten Stern ist eben nicht nur eine metaphorische Ausdrucksweise, sondern besitzt im *Stern der Erlösung* die Wahrheit einer tat-sächlich und unmittelbar sichtbaren Wirklichkeit. Hierdurch stellt sich die Frage nach Rosenzweigs Auffassung vom Bilderverbot neu, denn der exegetische Bezug offenbart, dass Rosenzweig im *Stern der Erlösung* tat-sächlich ein Bild von Gottes Antlitz sah, was selbst Moses verwehrt war.

1. Das exegetische Denken Franz Rosenzweigs

Durchaus bemerkenswert für einen Philosophen vermochte Franz Rosenzweig seinem Denken eine schriftliche Form zu geben, die die Unmittelbarkeit der mündlichen Rede im hohen Masse bewahrt. Rosenzweigs Schriftsprache ist aber mehr als die zufällige Koinzidenz von einem scharfen Gedanken und einem geschmeidigen Stil. Wie sich seinem Aufsatz „Das Formgeheimnis der biblischen Erzählungen“ entnehmen lässt, verhalf ihm die Schrift zu der Einsicht, dass „Form, echte Form, nicht ‚Kunstform‘, und Gehalt, wahrer Gehalt, nicht angebbarer, angeblicher ‚Inhalt‘, [...] nicht zu trennen“ (GS III, S. 827) sind. Die Beschäftigung mit der Darstellungskunst

³ Hier und im folgenden werden mit GS die gesammelten Schriften Rosenzweigs zitiert: F. ROSENZWEIG, *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften*, 4 Bände, Den Haag 1976–1984.

der biblischen Erzählungen war für Rosenzweig selber so prägend, dass er wiederholt seine Philosophie als eine exegetische Tätigkeit, wenn nicht sogar als Schriftexegese, verstanden wissen wollte. So schrieb Rosenzweig einmal über die Schriftauslegung Benno Jacobs: „Er [Benno Jacob] macht in Form von (streng wissenschaftlicher) Exegese dasselbe, was ich im ☘ (im zweiten Teil) philosophisch gemacht habe“ (GS I, S. 709).

Rosenzweig hat selber einen Schlüssel im *Stern* verborgen, der ermöglicht, dessen Inhalt als den Inhalt einer sichtbaren Form (aus der Schrift) und damit als ein wirkliches Werk oder eine (exegetische) Schöpfung zu begreifen. Nach Hegel lebend, war Rosenzweig der Meinung, dass die Form seiner eigenen Philosophie (welche er ‚Das neue Denken‘ nannte), nicht mehr durch ihren Inhalt determiniert sein sollte. Die Form seiner Philosophie sollte vielmehr ihrem Inhalt vorausliegen, so wie es keine Offenbarung ohne Schöpfung gibt. Und es ist in der Tat so, dass Rosenzweig dort, wo er über Schöpfung redete (zweiter Teil, erstes Buch), den Schlüssel für seine exegetische Philosophie verborgen hat. Nach der Veranschaulichung dieses Schlüssels mit Hilfe einiger kommentierender Gedanken zur sogenannten Urzelle⁴ des *Stern*[s] soll der Nachweis geführt werden, dass dieser Schlüssel in der Tat kraft seiner ästhetischen Form den Inhalt des *Stern*[s] offenbart. Da dieser Schlüssel auch im Hohelied zentral ist, kann mit Recht (vor allem der zweite Teil des *Stern*[s]) als Schriftexegese bzw. Auslegung des Hohenlieds bezeichnet werden. Nicht zuletzt ist die Tatsache, dass Rosenzweig dieses Buch, den *Stern der Erlösung*, in Gestalt des Hohenlieds der Liebe empfangen und weitergegeben hat, durch ihn selber bezeugt:

„Aber das ‚jüdische Buch‘? als das es sich doch schon durch das Titelblatt anzeigt? Ich möchte so leise sprechen können, wie der Dichter, wenn er seine gewaltig ausgreifende Fuge über das Thema der kosmischen Schönheit schließt mit der unvergeßlichen Einführung: Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt, – um das ganz wahr sagen zu können, was ich nun zu sagen habe. Ich habe das neue Denken in diesen alten Worten empfangen, so habe ich es in ihnen wieder- und weitergegeben“ (GS III, S. 154–155).

2. Die biographische Dimension von Franz Rosenzweigs exegetischem Denken

Wie bereits angedeutet, liegt das *An-Sprechende* in Franz Rosenzweigs Denken oder, allgemeiner gesagt, die seinem Denken eigene Verbindung von

⁴ Vgl. den Brief von Franz Rosenzweig an seinen Vetter Rudolf Ehrenberg vom 18. 11. 1917.

Subjektivem und Objektivem in der besonderen Aufmerksamkeit begründet, die Rosenzweig dem Ineinander von Form und Inhalt geschenkt hat. Für Rosenzweig war es nämlich eine biographisch schmerzlich erfahrene Tatsache (und auch philosophiegeschichtlich erkannte Einsicht), dass die philosophierende Vernunft trotz ihres Objektivierungsdrangs anerkennen muss, dass sich das philosophierende Ich grundsätzlich nicht objektivieren lässt:

„Nachdem sie [die philosophische Vernunft] also alles in sich aufgenommen und ihre Alleinexistenz proklamiert hat, entdeckt plötzlich der Mensch, daß er, der doch längst philosophisch verdaute, noch da ist. [...] Ich ganz gemeines Privatsubjekt, Ich Vor- und Zuname, Ich Staub und Asche, Ich bin noch da“ (‘Urzelle’ des *Stern[s]* der Erlösung; GS III, S. 126–127).

Philosophiegeschichtlich hat Rosenzweig dieses Ereignis der Entdeckung des „Privatsubjekts“ in dem Übergang lokalisiert von der „Eindimensionalität [...] der restlos alles einschließenden Ein- und Allheit des Wissens“ im Hegelschen System (GS II, S. 116) zur subjektiven, „vieldimensionalen Form“ einer Weltanschauungsphilosophie „bis an die äußerste Grenze eines Philosophierens in Aphorismen“ (GS II, S. 117), wie Nietzsche es getan hat. Franz Rosenzweig war jedoch überzeugt, durch eine besondere Brücke beide Formen des Wissens, das objektiv-eindimensionale als auch das subjektiv-vieldimensionale miteinander verbinden und dadurch beide Weisen des Philosophierens retten zu können. In der schon soeben zitierten Einleitung in den zweiten Teil des *Stern[s]* fragt er:

„Wo findet sich diese verbindende Brücke zwischen extremster Subjektivität, zwischen, man möchte sagen, taubblinder Selbsthaftigkeit und der lichten Klarheit unendlicher Objektivität? [...] Jene Brücke vom Subjektivsten zum Objektivsten schlägt der Offenbarungsbegriff der Theologie“ (GS II, S. 117–118).

Aber wir eilen voraus. Um zu verstehen, warum hier Rosenzweig von dem „Offenbarungsbegriff“ und nicht von der Offenbarung redet, gilt es zunächst, nach der begrifflichen oder methodischen Bedeutung der Offenbarung zu fragen, an der er hier ausschliesslich interessiert ist. Diese Frage soll im folgenden an die ‘Urzelle’ des *Stern[s]* gerichtet werden, wo sich zeigen wird, dass Rosenzweig für die Wirklichkeit der Offenbarung eine Bedingung gestellt hat, die für ihre Darstellbarkeit weitreichende Folgen hatte. Diese Bedingung hielt ihn vorläufig davon ab, über die Offenbarung in Buchform zu schreiben. Erst in einem Brief fast ein Jahr später deutet Rosenzweig an, dass er die noch fehlende Idee für die Darstellung der Offenbarung in Form eines Buches (das sein philosophisches System enthalten sollte) gefunden habe. Diese Idee zur Formgebung seiner Philosophie war für ihn so konkret und umfassend, dass er in diesem zweiten Brief bereits das Inhaltsverzeichnis der drei Teile des ganzen Buches angeben konnte. Der

zweite Teil dieses Buchs sollte genau dieser Frage, nämlich der Darstellbarkeit der Offenbarung in ihren drei Aspekten Schöpfung, Offenbarung und Erlösung gewidmet sein. Auf diesen Brief werden wir unten zurückkommen.

3. Franz Rosenzweigs Annäherung an seine Bedingungen für ein philosophisches System in der ‚Urzelle‘

Aus historischer und persönlicher Einsicht war Rosenzweig also zu dem Ergebnis gelangt, dass an der – aus Verzweiflung an der objektiv-eindimensionalen Systemphilosophie Hegels hervorgegangenen – subjektiv-mehrdimensionalen Weltanschauungsphilosophie nur festgehalten werden kann und soll, wenn sie über ihren neuen philosophischen Charakter hinaus ihren alten wissenschaftlichen Charakter wiederzugewinnen sucht. Rosenzweig hatte damit die Koordinaten des neuen Systembegriffs seiner Philosophie gefunden. In einem Brief an seinen Vetter Rudolf Ehrenberg schreibt Rosenzweig im Dezember 1917 (wenige Tage nachdem er ihm jene ‚Urzelle‘ des *Stern[s]* zugeschickt hatte):

„Ich formuliere es so: System ist *nicht Architektur*, wo die Steine das Gebäude zusammensetzen und um des Gebäudes willen da sind (und sonst aus keinem Grund); sondern System bedeutet, daß jedes Einzelne den Trieb und Willen zur *Beziehung* auf alle andern Einzelnen hat; das ‚Ganze‘ liegt jenseits seines bewußten Gesichtskreises, es sieht nur das Chaos der Einzelheiten in das es seine Fühlfäden ausstreckt. [...] Ich sage: wenn das ‚Ganze‘ nicht mehr *Inhalt* des Systems ist, dann muß es eben *Form* des Systems sein; oder anders gesagt: die Ganzheit des Systems ist nicht mehr objektiv, sondern subjektiv. Ich selbst, Ich der ‚Weltanschauende‘, bin für den Inhalt meiner angeschauten Welt der begrenzende Äther“ (GS I, S. 484–485).

In seiner ‚Urzelle‘ hat sich Rosenzweig selber die Möglichkeit, dass das Ich seinem wissenschaftlichen System der Philosophie die Form sei, am Leitfaden einer Sprache mathematischer Symbole klargemacht. Er kam dabei mit den Buchstaben A für das Allgemeine wie die Vernunft und B für das Besondere wie das Ich aus. Er bildete aus diesen Buchstaben die beiden sich einander ausschliessenden Gleichungen A=A und B=B, aber auch die Verschränkungen A=B und B=A. Es wird sich zeigen, dass sich Rosenzweig nicht nur anfänglich mit Hilfe dieser Symbolsprache das Verhältnis zwischen seinem Ich und seiner Philosophie klargemacht hat, sondern diese Symbolsprache wurde – für Rosenzweig selber überraschend – zu der subjektiv und objektiv den ganzen *Stern* tragenden Form. Ziel der Darstellung hier soll vor allem das Ereignis des Umschlags der objektiven, mathematischen Symbole in eine subjektiv bedeutsame, anschauliche Form sein. Daher lässt es sich,

auch wenn es vorrangig nur um die Abgrenzung dieser beiden Formen von Evidenz gehen soll, nicht ganz vermeiden, auf Rosenzweigs (komplizierte) Interpretation der mathematischen Gleichungen einzugehen.

Die mathematischen Symbole bilden einerseits für Rosenzweig ein objektives Instrument, um über die Beziehung des Objektiven und des Subjektiven, welche die äussersten Pole seiner Philosophie bilden sollten, (objektiv) nachzudenken. Jedoch deutet Rosenzweig das Aufeinander-bezogen-Sein der mathematischen Symbole, d. h. das Gleichheitszeichen der Gleichungen, noch auf eine zweite, nicht der Logik entspringende (subjektive) Weise. Hierdurch ergänzte er die objektive Symbolik der Mathematik durch eine zweite vorbegrifflich-subjektive Deutungsebene. Mit anderen Worten: Rosenzweig hat das Gleichheitszeichen seiner Gleichungen einmal objektiv als Gleichsetzung zweier bekannter Größen (A und B) gedeutet und einmal subjektiv als einen vorbegrifflichen Ausdruck für die Einheit der Wirklichkeit. Charakteristisch für diese ist, dass sie jener Zweiheit (der Größen A und B) voraufgeht. Er machte von beiden Bedeutungen des Gleichheitszeichens, ihrer ‚späteren‘ gleichsetzenden *und* der ‚früheren‘ die Einheit von Deutung und Wirklichkeit zum Ausdruck bringenden, sowohl für die Formel der sich selbst begründenden Vernunft ($A=A$) als auch für die Formel des mit sich selber identischen menschlichen Ich ($B=B$) Gebrauch. Das Tautologische der Formeln $A=A$ und $B=B$, d. h. solange keine Brücke zwischen den ‚früheren‘ und ‚späteren‘ Deutungen der Gleichungen geschlagen ist, soll auf die Inkompatibilität zwischen der sich selbst begründenden, universalen Vernunft und dem partikularen menschlichen Ich hinweisen. Konkret dachte Rosenzweig dabei wieder an die „einschließende Ein- und Allheit des Wissens“ der Hegelschen Vernunft ($A=A$), die wegen ihres eindimensional, versächlichenden Charakters – alles ist Es – das menschliche Ich ($B=B$) als „gemeines Privatsubjekt, Ich Vor- und Zuname, Ich Staub und Asche“ nicht berücksichtigen kann. Das unüberbrückbare Gegenüber der Formeln $A=A$ und $B=B$ drückt die Ignoranz der allwissenden Vernunft aus, die mit dem privaten Ich nichts anzufangen weiss. Aber unter Berufung auf die Einheit der Wirklichkeit lehnte Rosenzweig den in sich unabänderlich tautologischen Charakter von wissenschaftlicher Vernunft und subjektivem Ich ab, sondern glaubte, dass zwischen beiden Extremen eine Brücke geschlagen werden könne.

So war es die Intention der ‚Urzelle‘, im Sinne des Übergangs zwischen den ‚früheren‘ und ‚späteren‘ Deutungen des Gleichheitszeichens, eine sowohl an die Vernunft als auch an das Ich angrenzende Ebene oder einen Raum zu schaffen, der eine Brücke zwischen der Vernunft und dem Ich darstellt. Um die Behauptung, dass diese Brücke wirklich bestehe, unan-

greifbar zu machen, musste der von ihr überbrückte Raum sowohl der Kontrolle des menschlichen Ich als auch der Vernunft entzogen sein. Im Vorgriff sei berichtet, dass die Welt oder die Natur diesen Raum darstellt, in dem nach Rosenzweig eine tatsächliche Beziehung zwischen dem Subjektivsten B=B und dem Objektivsten A=A besteht. Erinnern wir uns nun daran, dass Rosenzweig genau diesen Brückenschlag zwischen dem Subjektivsten und dem Objektivsten als Offenbarung definiert hat, dann ergibt sich, dass Rosenzweig für sein philosophisches System, in dem dieser Brückenschlag stattfinden sollte, nach einer Form suchte, die ein Offenbar-Machen der Natur war: „Die Offenbarung hat die Natur wieder offenbar gemacht. [...] Und unser Erkennen ist selber ein Stück dieser Wiedervernatürlichung der Welt“ (GS I, S. 767–768).⁵

4. Rosenzweigs doppelte Auslegung der Gleichungen A=A und B=B in der ‚Urzelle‘

Wie hat Rosenzweig also die Gleichungen A=A und B=B in der ‚Urzelle‘ benutzt, um mit ihnen seinem philosophischen System gleichzeitig subjektiv und objektiv seine Form zu verleihen? Da es sich um eine Argumentation der Wirklichkeit und nicht nur des Gedankens handeln sollte, beschreibt Rosenzweig die Möglichkeit des Brückenschlags zwischen dem Subjektivsten und dem Objektivsten getrennt sowohl aus der Perspektive des B=B als auch aus der des A=A. Rosenzweig war überzeugt, dass auch aus der Sicht des B=B das A=A wirklich ins Blickfeld kommen kann. Die Bedingungen für diese Möglichkeit hat er sich durch die bereits erwähnte doppelte Interpretation des Gleichheitszeichens der Gleichungen geschaffen. Mit anderen Worten: Das eine Identität zweier Größen darstellende (oder ‚spätere‘) A=A kann aus der Sicht des B=B in der Tat in den Blick kommen, wenn die Gleichung A=A auch eine ‚frühere‘ Wirklichkeit (im Sinne der Einheit von Deutung

⁵ Der Kontext dieses Zitates aus einem Brief Rosenzweigs an Rudolf Hallo vom 27. 3. 1922 ist deshalb bemerkenswert, weil Rosenzweig dort der Religion die Rolle der Entfremdung von der Natur zuweist: „Überall ist die geschaffene Natur Kultur geworden. Die Offenbarung hat die Natur wieder offenbar gemacht. Sie hat uns wieder gelehrt, auf das Wort Gottes an uns zu hören und auf die Zauberkräfte, durch die wir unsre kreatürliche Natur in allmächtige, auch Gottes und der Götter mächtige Kultur umzaubern, zu verzichten. [...] Die Kultur selber wird wieder natürlich. Sie verliert weiter nichts als ihre – Religion. Die Offenbarung hat nur dies zu tun: die Welt auch wieder unreligiös zu machen. Auch heute, auch unter uns. Und unser Erkennen ist selber ein Stück dieser Wiedervernatürlichung der Welt“ (GS I, S. 767–768).

und Wirklichkeit) „kennt“, und das unbegriffliche (oder „frühere“) $B=B$ kann aus der Sicht des $A=A$ in der Tat in den Blick kommen, wenn die Gleichung $B=B$ auch in einer „späteren“ Bedeutung begriffen werden kann. Beginnen wir mit der „früheren“ oder vorbegrifflichen Deutung des Gleichheitszeichens für die Gleichung $A=A$, wie sie in der „Urzelle“ erscheint.

Zunächst verteidigt Rosenzweig durchaus die Selbstbegründung des Denkens in der Form $A=A$, denn die sei erforderlich für ihren Anspruch, die Wirklichkeit auch wirklich begründen zu können: „die Selbstbegründung des Denkens ist also notwendig nur um der Denkbarkeit des Seins willen“ (GS III, S. 127). Dann erhebt er aber den Verdacht, dass diese Selbstbegründung als „eine bloße logische Spielerei“ gemeint sein könnte ohne wirkliches Interesse an dem Leben der Wirklichkeit selber. Trennt man aber, so Rosenzweig, die Vernunft noch von ihrem Begriff, dann nimmt man dem (möglicherweise) am Leben nicht interessierten Philosophen sein Spielzeug und hat die Gewähr, dass dann Vernunft etwas mit der Wirklichkeit zu tun hat:

„So muß auch die Wirklichkeit der Vernunft noch getrennt werden von ihrem Begriff [...]. Es gibt ‚in‘ (oder besser: ‚an‘) der Vernunft etwas Außervernünftiges, etwas was vom Wahrheitsbegriff nicht erfaßt wird (weil Wahrheit stets ‚Übereinstimmung der Vorstellung mit dem Gegenstand‘ oder weniger voraussetzungsvoll ausgedrückt: ‚Übereinstimmung‘ Getrennter ist, wobei die ‚Getrennten‘ nun Verschiedene – $A=B$, Standpunkt des Bewußtseins, Kritik – oder auch Gleiche – $A=A$, Standpunkt des Selbstbewußtseins, Dialektik – sein mögen). Dieses Etwas an der Vernunft jenseits (*logisch* gesprochen: ‚jenseits‘) der Vernunft ist eine Einheit, die *nicht* die Einheit Zweier ist: nicht als Gleichung zu formulieren, sondern Einheit *abseits* von Zweiheit, das Gleichheitszeichen in den beiden Gleichungen, aber, zum Unterschied von seiner Verwendung dort, nicht als Gleichheitszeichen, sondern als *Wirklichkeit*, nicht hypothetisch („wenn zwischen A und B oder A und A eine Beziehung gilt, dann die der Gleichheit“), sondern kategorisch („es gibt Gleichheit ‚vor‘ aller möglichen Beziehung“). Ecce realitas“ (GS III, S. 127–128).

Rosenzweig verleiht also mit der „früheren“ Interpretation des Gleichheitszeichens in $A=A$ – auf die Formel $A=B$ kommen wir später zurück – seiner Überzeugung Ausdruck, dass die Vernunft schon vor ihrer Begriffswerdung mit der Wirklichkeit (oder der Welt oder der Natur) in Berührung stand. Die Rückseite der Vernunft ist die lebendige Welt oder Natur.

Fragt man nach der „früheren“ Bedeutung des Gleichheitszeichens für die Formel $B=B$, dann liegt der Fall einfach. Da diese Formel den Bereich des Besonderen nicht verlässt (was die Doppelung des B zum Ausdruck bringen will), drückt sie *per definitionem* eine vorbegriffliche, d. h. eine noch nicht durch Begriffe verallgemeinerte, Wirklichkeit aus. Die Gleichung $B=B$ bezeichnet das ohne jeden äusseren Bezug in sich verschlossene So-Sein eines B: „es ist kein B, das erst durch das ‚=‘-zeichen Bestand kriegt, sondern es hat

sein, =‘ schon in sich und an sich und fragt nach keinem A. Es ist B=B“ (GS III, S. 129). B=B ist daher die Formel für jedes Ding – also auch für das menschliche Ich, insofern es nur das So-Sein eines Dings, nämlich als Selbst, hat.

Wofür stehen aber die Variablen B in der Gleichung B=B in ihrer ‚späteren‘ Deutung des Gleichheitszeichens, d. h. als die Beziehung zweier definierbarer Größen? Im Unterschied zu der hierzu analogen Beziehung A=A, die Rosenzweig als die Beziehung des Denkens auf sich selber oder seine Selbstbegründung definiert hatte, narrativiert er die ‚späteren‘ Deutung des Gleichheitszeichens in B=B als die Öffnung des Ich nach aussen und als sein Durchschreiten von zwei Stufen der Liebe: Erst gilt die Hingabe des Menschen nur einem Es, einem Ding; dann aber gibt ihm die Liebe einen inneren Impuls, sich immer nur dem Nächsten zuzuwenden. Auf der ersten Stufe funktioniert das Selbstbewusstsein des Menschen nach der Formel B=A.⁶ Der Mensch (B) macht sich zur Aussage durch einen allgemeinen Aussagegegenstand (A) und versächtigt sich dadurch notgedrungen. Dies ist die Formel für den Standpunktphilosophen, der etwa sagt: ‚der Mensch ist von Grund auf böse‘ oder ‚Christus ist die Wahrheit‘ oder ‚jeder Mensch hat sein unabänderliches Schicksal‘, denn

„sowie der Mensch sich selbst Gegenstand wird, sowie er etwas mit sich oder aus sich *machen* will, tritt er in die dritte Person, hört er auf, Ich (Vor- und Zuname) zu sein, wird er ‚der Mensch‘ (mit seinem Palmenzweige) [. . .] es ist eine Liebe in der dritten Person, das Er gibt sich dem Es hin, kein Du wird laut, und also ist vom Ich keine Rede, und nur das Ich kann Liebe verlangen“ (GS III, S. 130–131).

Die zweite Stufe der Liebe beschreibt Rosenzweig als die Liebe, die nicht länger aus dem Allgemeinen, sondern aus dem Besonderen entspringt:

„Weil er den Menschen überhaupt, ‚alle‘ Menschen, oder weil er die Welt überhaupt, alle Dinge, sich verbrüderd weiß, *deshalb* ‚liebt‘ der Stoiker, ‚liebt‘ der Spinozist den Nächsten. Gegen solche Liebe, die aus dem Wesen, dem Allgemeinen, entspringt, steht die andre, die aus dem Geschehnis, also aus dem Allerbesondersten was es gibt, aufsteigt“ (GS III, S. 132).

Die Formel für das Selbstbewusstsein des Menschen auf dieser zweiten Stufe der Liebe ist A=B, d. h. die allgemeine Aussage entspringt dem Besonderen. Gemäss der ‚späteren‘ Deutung des Gleichheitszeichens in B=B macht sich also das in sich verschlossene Selbst (B) auf der linken Gleichungsseite zur Aussage eines besonderen Dings (B) oder Wesens in der Welt oder Natur. Das Selbst desjenigen, der in der Liebe nach Art des A=B tätig ist, weist nicht

⁶ Der Begriff „Selbstbewusstsein“ ist hier nicht in seiner philosophischen Bedeutung (etwa als das idealistische Ich), sondern in seiner umgangssprachlichen Bedeutung gebraucht.

mehr einen dinghaften Selbstbezug auf, sondern er steht als Ich in Beziehung zu einem anderen Besonderen in der Welt. Das eine Besondere, nämlich das B-Ich, muss sich einem anderen B, welches ihm sein/e Nächste/r/s ist, zuwenden. So fährt das letzte Zitat fort:

„Dies Besondere geht schrittweise von einem Besonderen zum nächsten Besonderen, von einem Nächsten zum nächsten Nächsten und versagt sich die Liebe zum Fernsten, ehe sie Nächstenliebe sein kann“ (GS III, S. 132–133).

Diese zweite Stufe der Liebe ist nicht mehr des Menschen Liebe zu etwas, sondern Resultat der göttlichen Anrede und die eigentliche Geburt des menschlichen Ich:

„Er [der Mensch] darf und muß verlangen, daß Gott ihn wiederliebe. Ja er muß verlangen, daß sogar Gott ihn zuerst liebe. Denn sein Ich ist stumpf und stumm und wartet auf das erlösende Wort aus dem Mund Gottes ‚Adam, wo bist *Du*?‘, um dem ersten lauten nach ihm fragenden Du das erste halblaute zaghafte Ich der Scham zu erwidern“ (GS III, S. 131).

Fragen wir schliesslich noch nach der ‚späteren‘ Bedeutung des Gleichheitszeichens in der Formel für die Vernunft (A=A), reicht die Erinnerung an bereits Gesagtes. Wie schon mehrfach angedeutet, steht diese Gleichung für das objektive, begriffliche Denken schlechthin oder die dem Menschen durchsichtige, sich selbst begründende Vernunft.

Soweit die Argumente der ‚Urzelle‘ für das Vorhandensein jener Brücke zwischen der objektiven Vernunft und dem subjektiven Ich. Es hat sich gezeigt, dass die Formel für das Selbstbewusstsein des (auf der zweiten Stufe) Liebenden A=B nichts anderes als diese gesuchte Brücke zum Ausdruck bringt. Dabei ist sie aber auch die Formel für die Welt oder Natur, da es sich bei dem Aussagegegenstand B um ein B der Welt, nämlich den jeweils Nächsten, dem sich der Liebende zuwendet, und bei der Aussage A um ein A der Welt, nämlich das Vorbegriffliche der Wirklichkeit, handelt. Und schliesslich ist A=B auch die Formel für das Ereignis der Offenbarung, denn Rosenzweig beschreibt, wie oben erwähnt, die Offenbarung als die Beziehung zwischen dem Subjektivsten (B) und dem Objektivsten (A). Sie ist ein Symbol dafür, dass der Mensch im Falle der Offenbarung nicht nur durch seine eigene Vernunft in Beziehung zur Welt tritt, sondern diesem die Vernunft durch die Welt oder Natur offenbar wird.

Sollte aber dieses Spiel mit den Formeln alles sein, was die Offenbarung in Rosenzweigs philosophischem System zu sagen hat, dann würde auch dieses – der Wirklichkeit so wortreich verpflichtete – System sich in der Tat nur wieder als eine logische Spielerei offenbaren. Wollte Rosenzweig aber vielmehr, dass sein philosophisches System sich so dinghaft evident wie die Welt offenbart, dann folgt aus seinen Überlegungen, dass das nur über eine

sichtbare Form dieser Welt oder Natur würde möglich sein. Wie kann sein philosophisches System so gelesen werden, dass es um der Evidenz seiner Gedanken willen von dieser liebenden Hinwendung des subjektiven Ich zu einem Ding der Welt erzählt? Gar ein Kampf sollte diese Hinwendung sein, wenn nämlich das B des Selbst gegen das B der Welt kämpft?⁷

5. Rosenzweigs Suche nach der Form für den *Stern der Erlösung*

Rosenzweig hat lange mit der zuletzt genannten Bedingung für die Form, die sein philosophisches System verlangt, gekämpft. Wie konnte er seinem System eine anschauliche Form geben, die in der Lage war, mehr als nur die logische Notwendigkeit seines Denkens zu offenbaren? In der ‚Urzelle‘ vom 18. 11. 1917 hatte sich Rosenzweig klargemacht, dass die Brücke oder Offenbarung, die das „Subjektivste“ und das „Objektivste“ miteinander verbinden sollte, noch „vor“ dem Denken anschaulich in der Welt liegen muss: „es gibt Gleichheit ‚vor‘ aller möglichen Beziehung [. . .]. Ecce realitas“ (GS III, S. 128), es gibt „zwischen Offenbarung und Welt Beziehungen [. . .], nicht bloß im Denken“ (GS III, S. 135). Nur die entsprechende Idee, wie er diesen Anspruch in einem Buch umsetzen sollte, fehlte ihm noch. Aber aus einer Andeutung in einem Brief – immerhin ein Jahr später – vom 4. 9. 1918 an Rudolf Ehrenberg geht hervor, dass Rosenzweig in der Zwischenzeit die entscheidende Idee für die Buch-Form seines Systems gefunden hatte. Dort schreibt er:

„Ich könnte einen ruhigen Winter gut brauchen, denn ich habe, nach einigen Tagen Sträubens und Zauderns, ein Buch zu schreiben angefangen, [. . .] mein System, muß ich wohl sagen. Es ist vor vierzehn Tagen plötzlich dagewesen und seitdem sitze ich unter einer Dusche von Gedanken. Dich geht es besonders an, denn es ist weiter nichts als der ausgewachsene Brief an dich vom vorigen November [d. h. die sogenannte Urzelle; . . .]. Der Einfall, der mich wieder hineingeworfen hat, entspringt aus dem Bild Δ , mit dem der Brief schloß, und führt es weiter durch“ (GS I, S. 603).⁸

⁷ In der ‚Urzelle‘ heisst es: „es ist seine [des Propheten] Ganzheit, sein heimlicher Wille zum *System*, der sich gegen den Einbruch des befehlenden Worts zur Wehr setzt; das ‚System‘ in ihm [. . .] kämpft um seine Selbsterhaltung, B=A gegen B=B. Das Letztausgeführte zeigt, daß es zwischen Offenbarung und Welt Beziehungen gibt, nicht bloß im Denken – das würde sich schon aus den ‚Formeln‘ ergeben –, sondern auch in Wirklichkeit“ (GS III, S. 135).

⁸ Leider folgt hier eine Auslassung, und ich weiss nicht, ob der Brief im Original noch deutlicher auf das Δ -Zeichen eingeht.

In der Tat hat Rosenzweig am Ende jenes Briefs, der die ‚Urzelle‘ des *Stern[s]* enthält, die von ihm diskutierten Gleichungen in Form eines Dreiecks angeordnet. Das entstandene Bild war jedoch sehr unübersichtlich, weil er die doppelte Bedeutung des Gleichheitszeichens graphisch unterschiedlich kenntlich machen musste. Dadurch war jede Ecke des Dreiecks doppelt beschriftet. Um sowohl die ‚frühere‘ als auch die ‚spätere‘ Bedeutung des Gleichheitszeichens darzustellen, benutzte er das =-Zeichen und die Schreibweise einer durch den Proportionsstrich verbundenen Verdopplung der Gleichungen (z. B. $A=A/A=A$). Letztere nannte er im Unterschied zu den mathematischen Gleichungen „Begriffe reiner Tatsächlichkeit“. Am Ende der ‚Urzelle‘ heisst es:

„So ergibt sich folgendes Bild: die verschiedenen Verhältnisse, die ich zu Anfang rhapsodisch nebeneinander diskutierte, eins durch das andre erläuternd, ohne sie klar gegeneinander abgrenzen zu können, ordnen sich jetzt zueinander. Es sind – sowohl der ‚Mensch, der noch da ist‘ (trotz des ‚Menschen mit seinem Palmenzweige von Idealen‘) wie der ‚Philosophierende‘ (trotz der ‚Philosophie‘), wie der ‚Urggrund‘ (trotz der ‚Persönlichkeit Gottes‘) – alles Begriffe *reiner Tatsächlichkeit*. Als Verhältnisse würde ich sie durch den Proportionsstrich / symbolisieren können“ (GS III, S. 136).

Wie der Brief ein Jahr später an Ehrenberg beweist, hatte Rosenzweig das Bild des Dreiecks, mit dem die ‚Urzelle‘ schloss, wieder aufgegriffen und „weiter durchgeführt“. Wir werden zeigen, dass Rosenzweig in dem Bild des Δ bzw. den beiden übereinander gelegten Dreiecken in Form des sechseckigen Sterns die gesuchte anschauliche Form der Wirklichkeit für sein Buch mit seinem philosophischen System gefunden hatte, weil er entdeckt hatte, wie sie sich aus diesen mathematischen Gleichungen – einschliesslich ihrer ‚früheren‘ und ‚späteren‘ Deutungen – aufbauen liessen.⁹

⁹ Rosenzweigs Briefe an Margrit Rosenstock ab dem 22. 8. 1918 beweisen eindeutig, dass sich Rosenzweig in der Tat in den beiden Wochen vor seinem Brief vom 4. 9. 1918 an Rudolf Ehrenberg intensiv mit der Deutung der geometrischen Form des sechseckigen Sterns für seine Philosophie beschäftigt hat. Im Brief vom 23. 8. 1918 an Margrit heisst es erneut: „nun laufe ich schon den dritten Tag hinter dem Stern her und entdecke immer noch Neues“; und etwas weiter unten: „es giebt ganz bestimmte Gesetze, nach denen sich die Dinge zum ‚Stern‘ ordnen“; und noch etwas weiter: „es ist auch sonderbar, dass mir bei meinem ständigen süffisanten Misstrauen gegen alles Denken in geometrischen Figuren das passieren muss“. Und zwei Tage später im Brief vom 25. 8. 1918 an Margrit heisst es: „Auf jedes Blatt Papier das ich grade in der Nähe habe male ich meine Sternchen. Ich hätte nie gedacht, dass ich mich mit dieser Figur einmal ernsthaft befassen würde; sie war mir in ihrer synagogalen Verwendung eigentlich immer unsympatisch.“ Und schliesslich im Brief vom 26. 8. 1918 heisst es: „So löse ich jetzt meine Dreiecke und Sterne rückwärts in logische Beziehungen auf; sie werden dadurch nicht weniger dreieckig,

Rosenzweig hat aus der Bedeutung des sechseckigen Sterns oder des *Magen David* für den *Stern der Erlösung* nie ein Hehl gemacht. Die Hartnäckigkeit, mit der Rosenzweig auf dieses Symbol im *Stern* zurückkommt, hat in der Tat Verwunderung oder im Fall Gershom Scholems gar Befremdung ausgelöst (siehe unten). Eine für Rosenzweig viel wichtigere Eigenschaft des Hexagramms als die Tatsache, dass es ein – nicht nur – jüdisches Symbol mit seiner eigenen Geschichte ist, wurde dabei aber bisher übersehen: Dieser Stern ist als Idee *und* tatsächlich, will heißen durch die Notwendigkeit der Anschauung, die Brücke zwischen Rosenzweigs subjektivem Ich und seinem objektiven, philosophischen System – so wie es Rosenzweig für einen Offenbarungsbegriff gefordert hatte. Und dies beweist die intellektuelle Redlichkeit Rosenzweigs auf eine bestürzende Weise.

6. Das philosophische System des *Stern[s] der Erlösung* wird sichtbar durch das Hohelied bzw. in Form des Siegels Salomons

Das Bild des sechseckigen Sterns soll also gleichzeitig sowohl Rosenzweigs subjektiven Bezug zum Hohelied als auch den objektiven Bezug zu seinem philosophischen System im *Stern der Erlösung* darstellen. Zunächst wenden wir uns Rosenzweigs subjektivem Bezug des sechseckigen Sterns zum Hohelied zu. Wie schon erwähnt, erhob Rosenzweig den Anspruch, die „kosmische Schönheit“ seines Sterns bzw. den *Stern der Erlösung* zuerst „in Jugend-, in Frauengestalt“ erblickt zu haben. Dies ist eine Anspielung auf das Hohelied und die Offenbarung, denn in der jüdischen Tradition gilt allgemein das Hohelied als das Buch der Offenbarung. Diese Tradition deutet nämlich die Beziehung zwischen Gott und seinem Volk als das Liebesverhältnis zwischen Salomon und Sulamith. Und so wie der Höhepunkt dieser Geschichte die Offenbarung auf dem Sinai ist, so hat Rosenzweig auch den Höhepunkt des Offenbarungsteils (Teil 2, Buch 2) in einer Auslegung des Hohenlieds gipfeln lassen. Aber nicht nur traditionell, sondern auch höchst subjektiv und individuell stand für Rosenzweig die Verbindung der Offenbarung mit dem Hohelied der Liebe fest. Hierfür gibt es Hinweise in seinen

aber (im Gegenteil) das Logische wird dreieckiger. Man kann das Symbol nur dadurch als das Höhere gegenüber dem formlosen Gedanken aufweisen, indem man zeigt, wie das Symbol die Kraft hat, sich der Gedanken zu bedienen. Dass die Wirklichkeit gewaltig ist, zeigt sich grade darin die Menschen gar nichts andres können als – sie verwirklichen“ (F. ROSENZWEIG, *Die „Gritli“-Briefe. Briefe an Margrit Rosenstock-Huessy*, ed. I. RÜHLE / R. MAYER, Tübingen 2002, S. 127–130).

damaligen persönlichen Lebensumständen. Rosenzweig war in Margret (genannt Gritli), Frau von Eugen Rosenstock, heftig verliebt. Aus einem Brief an Margret geht hervor, dass Rosenzweig ihr das Offenbarungskapitel (Teil 2, Buch 2) im *Stern* gewidmet hat.¹⁰ So konnte das Hexagramm, das ebenfalls traditionell in einer engen Beziehung zu Salomon und dem Hohelied steht, für Rosenzweig subjektiv zum Symbol der Liebe und der Offenbarung schlechthin werden.

Historisch gesehen wurde zuerst in vorwiegend arabischen Quellen das Hexagramm mit dem „Siegel Salomons“ verbunden. Unter dem Einfluss derartiger Quellen erhielt der in *Talmud Bavli Gittin* 68a/b erwähnte Ring Salomons in der Vorstellung der Exegeten die Form des Hexagramms und anstelle des Gottesnamens die Aufschrift „Siegel Salomons“ **הַשָּׁם חֹתֶם שֶׁל שְׁלֹמֹה** („Siegel Salomons“).¹¹ Damit war über Hld 8,6 („Lege mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm“; vgl. GS II, S. 174ff.) ein direkter Bezug des Hexagramms zum Hohelied hergestellt (zumal Salomon traditionell als der Autor des Hohenlieds gilt).¹²

¹⁰ In einem Brief vom 2. 11. 1918 schrieb Rosenzweig mit eindeutigen Anspielungen auf das Hohelied (vgl. Hld. 8,6: „Liebe ist stark wie der Tod“) an Margret Rosenstock-Huessy: „Geliebtes Herz, was ist das für ein Jahr des Todes – und doch nicht bloss des Todes, sondern auch dessen, was stark ist wie der Tod [...]. Meine Seele zieht ihre Kreise um dich und liebt dich. Das Buch II 2 an dem ich jetzt schreibe, gehört dir noch viel eigener als das Gritlium, [...] grade weil es nicht von vornherein für dich bestimmt war und es ja auch jetzt nicht ist. Es ist nicht ‚Dir‘ aber dein. Dein – wie ich. Manchmal ist mir, als wäre ich ein Kind, das nicht schreiben kann und es doch gern möchte und du führtest mir die Feder. Tu's weiter, Geliebte“ (F. ROSENZWEIG, *Die „Gritli“-Briefe*, S. 177).

¹¹ G. SCHOLEM, Magen David, in: C. ROTH *et al.* (ed.), *Encyclopaedia Judaica*. Band XI, Jerusalem 1971, Sp. 687–697, dort Sp. 688.

¹² Gershom Scholem hat Rosenzweigs Gebrauch des Hexagramms als jüdisches Erlösungssymbol scharf kritisiert (vgl. G. SCHOLEM, in: *Judaica* 1, Frankfurt 1963, S. 75ff.): „Das Hexagramm ist kein jüdisches Symbol, und schon gar nicht ‚das Symbol des Judentums‘“ (G. SCHOLEM, *Judaica*, S. 79). Es habe nur zu ornamentalen und zu magischen Zwecken gedient. Als magisches Symbol hat der Stern, so meint Scholem, nur einen Sinn: „nämlich als Schutz gegen die Dämonen zu dienen“ (G. SCHOLEM, *Judaica*, S. 91). Am allermeisten diskreditiert sei dieses magische Symbol des Hexagramms jedoch dadurch, dass die Sabbatianisten das Hexagramm im 17. Jahrhundert als „Symbol der Vision der messianischen Erlösung“ gebraucht hätten. Zu allem Überfluss habe Rosenzweig durch den Titel seines Buches auch noch selber den Zusammenhang des Sterns mit der Erlösung hergestellt: „Man darf sagen, daß dieser Übergang zu einer neuen Bedeutung des Davidschildes für den heutigen Betrachter etwas Aufreizendes hat. Die moderne Interpretation des Emblems als Symbol der Erlösung, die noch den Titel (und die Titelzeichnung) von Franz Rosenzweigs ‚Stern der Erlösung‘ bestimmt hat, verdankt ihr erstes Aufkom-

Betrachten wir nun nach den subjektiven Bezügen des Hexagramms, die Rosenzweig veranlassten, dieses mit dem Hohelied und der Offenbarung zu verbinden, seine objektiven, auf das philosophische System des *Stern[s]* gerichteten Bezüge. Nur wenn auch diese vorhanden sind, kann das Bild des Hexagramms sich im *Stern* mit Recht als die gesuchte Brücke zwischen dem „Subjektivsten“ und dem „Objektivsten“ offenbaren. Am Ende der Einleitung in das Schöpfungsbuch schreibt Rosenzweig:

„Wie kann die Möglichkeit, das Wunder zu erleben, die uns in der Schöpfung aufging, wie kann diese Möglichkeit in der Schöpfung selber erkannt werden? Oder stofflicher – scheinbar stofflicher – gefragt: wo ist im Kreise der Schöpfung das ‚Geschöpf‘, wo im Reiche der Philosophie der ‚Gegenstand‘, der auf seinem Antlitz das sichtbare Siegel der Offenbarung trägt? Wo findet sich in der Schöpfung das Buch, das die Zeit nur aufzuschlagen braucht, um auf seinen Blättern das Wort der Offenbarung zu lesen? Wo enthüllt sich das Geheimnis als Wunder?“ (GS II, S. 121).

Rosenzweig leitet mit dieser Frage nach einem „Geschöpf“ oder „Gegenstand“, der auf „seinem Antlitz das sichtbare Siegel der Offenbarung“ trägt, den zweiten oder Offenbarungsteil seines *Stern[s]* ein. Wie bereits oben dargelegt, fragt er nach einem „Geschöpf“ oder einem „Gegenstand“ mit dem sichtbaren Siegel der Offenbarung, weil er zu dem Schluss gekommen war, dass nur etwas Anschauliches die logische Einheit *und* die Wirklichkeit seines Systems garantieren kann. Wie wir bereits ahnen, wird der von Rosenzweig gesuchte Gegenstand, der in der Offenbarung die Brücke schlägt zwischen seinem Ich und seinem System, in der Tat das Siegel aus dem Hohelied bzw. das Hexagramm sein.

Da aber Rosenzweig in dem Akt der Offenbarung wiederum einen Schöpfungs-, einen Offenbarungs- und einen Erlösungsaspekt unterscheidet, geschieht das Offenbar-Werden dieses gesuchten Gegenstandes auch in drei Abstufungen. Dementsprechend gebraucht Rosenzweig zunächst einen Gegenstand, in dem das Bild des Sterns nur vage erkennbar ist, dann deutlicher, und erst zuletzt wird er als das Hexagramm klar zu erkennen sein. Der Stern ist daher nur die Form von Rosenzweigs philosophischem System in seiner ‚offenbarsten‘ Form, nämlich als Erlösung, sei es im Erlösungsbuch des zweiten Teils des *Stern[s]* in Form des im Raum (oben – unten, rechts – links) eindeutig orientierten, sechseckigen Sterns (oder als Ziffernblatt des Welttags) (GS II, S. 286ff.), sei es als kosmischer Stern (oder das Antlitz Gottes)

men also dem Stammeln der Sabbatianer von der Erlösung“ (G. SCHOLEM, *Judaica*, S. 103). Unser Bemühen ist es zu zeigen, welch umfassende Bedeutung dem Hexagramm in Rosenzweigs *Stern* zukommt, in dem die Frage seiner mehr oder weniger eindeutigen jüdischen Herkunft nur einen Aspekt unter vielen darstellt.

im Erlösungsteil (GS II, S. 470–471). Auf den darunter liegenden Niveaus der Schöpfung bzw. Offenbarung lässt Rosenzweig das Bild des Sterns zunächst im Bild des Stammbaums fragmentarisch aufscheinen, welches das „Geschöpf“ der Schöpfung ist, nach dem Rosenzweig in dem letzten Zitat fragte, bzw. im Bild der Tabelle, welche der „Gegenstand“ der Offenbarung ist, nach dem Rosenzweig ebenfalls in dem letzten Zitat fragte. Diese sollen also einerseits für die Schöpfungs- bzw. Offenbarungsabschnitte im *Stern* als (objektive) Organa die Logik der Darstellung in seinem philosophischen System bestimmen; andererseits wahrt sowohl der Stammbaum den (subjektiven) Bezug zum Hohelied, denn wie Rosenzweig in seiner Auslegung des Hohenlieds festgestellt hat, spielen dort die Schöpfung und die Naturvergleiche eine zentrale Rolle, wie auch die Tabelle. Diese passt in ihrer figürlichen Deutung als Gitterstäbe eines Gefängnisses zu Rosenzweigs Interpretation des Ereignisses der Offenbarung. Für ihn erzählt das Hohelied die Wandlung des in sich wie hinter Gittern gefangenen stummen Ich durch die Liebe zum angeredeten Du. Dann ist das Ich in der Lage, an den Gitterstäben seines Gefängnisses zu rütteln. Da diese Wandlung beständig durch die Schöpfung (oder den Tod, wie er in Vers Hld 8,6 anklingt) ermöglicht und bedroht wird, erzählt das Hohelied von dieser Wandlung als einem Kampf. Das dinghaft in sich gefangene Ich – oben wurde dies mit der Formel B=B verdeutlicht – rüttelt in der Anrede zum Du der Offenbarung an den Gitterstäben seiner nur-geschöpften Existenz.¹³

Im folgenden soll gezeigt werden, wie die Organonstellung des Stammbaums (der die Logik der Mathematik abbildet), dem *Stern* in der Schöpfung seine Form verleiht, wie die Organonstellung der Tabelle (die die Logik der Grammatik abbildet) dem *Stern* in der Offenbarung seine Form verleiht und wie die Organonstellung des Hexagramms (das die Logik der Liturgie abbildet) dem *Stern* in der Erlösung seine Form verleiht. Dabei wird sich zeigen, dass nicht nur alle drei Bilder anschaulich ineinander übergehen und letztlich in den Stern überführt werden können, sondern sie wurzeln alle im Bild des Stammbaums bzw. in der Logik der Mathematik und bauen anschaulich auf ihr auf.

[Fortsetzung folgt]

¹³ Rosenzweig hat das ‚Ich‘ als das Stammwort der Offenbarung bezeichnet (GS II, S. 198) und hat beobachtet, dass es sich wie ein Orgelpunkt durch das Hohelied zieht (44 mal erscheint es allein in unflektierter Form). „Es gibt kein Buch in der Bibel, in dem verhältnismäßig das Wort Ich so häufig vorkäme wie hier [im Hohelied]“ (GS II, S. 225).